

## Als Menschen sind wir Passagiere

Vor einhundertfünfzig Jahren starb Heinrich Heine,  
der Verfasser der „Reisebilder“

Am Anfang dieser Reise stand ein starkes Gefühl: Verachtung, ja beinahe Hass. Nicht jeder schafft es, in solch einem Zustand wegzugehen. Heinrich Heine schon. „Die Stadt Göttingen“, schreibt er, „gefällt einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansieht.“ Gemessen an dem, was noch kommt, eine milde Beleidigung. Die Bewohner der Stadt seien in vier Stände einzuteilen, fährt er fort: „Studenten, Professoren, Philister und Vieh.“ Der Viehstand sei „der bedeutendste.“ Angesichts der Göttinger „Philister“ wundert sich Heine, „wie Gott nur so viel Lumpenpack erschaffen konnte“. Er war 26 Jahre alt und ein Göttinger Student, als er beim Abschied dergestalt über die Schulter spie. Die Wirkung soll groß gewesen sein. Der Ruf der Stadt, eine der besten Hochschulen Europas zu besitzen, war beschädigt, und die Zahl der Einschreibungen ging zurück. Alles wegen Heine? Wie auch immer: Wer mit solcher Wucht abreisen konnte, wie mochte der erst ankommen?

Die Göttingen-Schelte bildet den Auftakt von Heines erstem Reisebild, der „Harzreise“. Sie erschien 1826, ein Jahr, nachdem der Verfasser den juristischen Doktorgrad erworben hatte – an der Universität Göttingen. Den Professoren der Stadt gelang es, ein lokales Verbot gegen das Buch zu erwirken. Es gelang ihnen aber nicht, Heines aufkeimenden Ruhm zu ersticken.

Den hatte er sicher, auch wenn er ihm, wie bald darauf in München, zum Nachteil ausschlug.

Heine hatte sich damals noch nicht für die Berufsschriftstellerei entschieden. Vielmehr hoffte er auf eine feste Anstellung, etwa als außerordentlicher Professor an der Münchner Universität. Der bayerische König bemühte sich zu dieser Zeit, den Glanz seiner Landeshauptstadt kulturell aufzufrischen. Heine hätte ihm dabei helfen sollen – zumindest wenn es nach dessen rheinischem Landsmann, dem königlichen Ministerialen Eduard von Schenk, später bayerischer Innenminister, gegangen wäre. Doch der noch junge, rasend schnell bekannt gewordene Lyriker und Reisedichter fiel bei der Prüfung durch den sonst so großzügigen Mäzen durch. Man wollte sich im aufstrebenden Isar-Athen offenbar keinen Mann ins Nest setzen, der in seinen Satiren einen so unerhörten, noch in der Boshaftigkeit neuartigen Ton anschlug und sich als politischer Radikaler zu erkennen gab. Nach seiner Münchner Niederlage musste Heine das Schreiben endgültig zum Brotberuf machen; so setzte er die „Reisebilder“ fort.

Waren die Würfel auch gegen ihn gefallen, so hatte er sie doch selbst geworfen. Er trug das Ergebnis mit grimmigem Humor. Eine Stelle in seinem nächsten Buch, der „Reise von München nach Genua“, mag davon durchdrungen sein. Da sitzt der Autor in Bogenhausen auf seiner Lieblingsterrasse und ruft „mit einem durstigen Augenblinzeln“ dem Nannerl, „der schlanken Kellnerin“, zu, was er begehrt; die versteht ihn bestens und ruft quer durch den Biergarten zurück: „Ironie haben wir nicht, aber jedes andre Bier können Sie doch haben.“

Eigentlich war Heine fürs Reisen gar nicht geschaffen. Als Junge - damals hieß er noch Harry, war nicht getauft und nannte sich fast nur in Selbstgesprächen Heinrich -, soll er von seinem Vater aus erzieherischen Gründen auf den höchsten Berg des Harzes, den Brocken, geschleppt worden sein. Kaum oben, hinterließ er im Gästebuch des Brocken-Hauses aus dem Stegreif einen bleibenden Abdruck seines Reise- und Wanderfrusts: „Viele Steine, / müde Beine, / Aussicht keine, / Heinrich Heine“.

Erst später entdeckte er das Reisen für sich. Gleich ob in Polen, England, Frankreich, Italien oder Deutschland: Rund zehn Jahre lang erkundet Heine reisend ein autoritätsmüdes und freiheitswilliges Europa. Allgemeine Befreiung, so heißt das Leitthema seiner Ausfahrten, und in makelloser und blitzender Prosa, verschiedentlich untermischt mit Märchen, Gedichten und Polemiken, wägt er in der linken Hand die Mächte des Neuen, in der rechten die des Alten. Immer stand er dabei im Kampf mit der Zensur, die schnell dahinterkam, dass der Autor und sein Verleger Campe das Reise-Genre als Tarnkappe für harsche Zeitkritik nutzten. Den Pariser Vorreden zu den „Reisebildern“ hat Heine schließlich anvertraut, dass er damit vor allem eines bezweckte, nämlich den deutschen Geist „aus seiner Schlafsucht“ zu wecken, „Leben und Literatur wohltätig zu erfrischen“ und der „alten Apathie ein Ende zu machen“.

Für seine Leser war es die scharfe Mixtur aus Skizzen, Träumen, Erzählungen, Analysen, Kolportagen, Reimen und mitunter wenig ritterlichen Attacken, die sie belebte. Im Reisebild hat Heine den für ihn typischen prosaliterarischen Potpourri entwickelt. Doch die Reiseschilderung ist nicht nur Tarnung, die den

politischen Gegner ablenken soll. Bei genauer Lektüre zeigt sich, dass der Verfasser bereits um 1830 eine durch und durch moderne Vorstellung vom Reisen besaß; wobei das Labyrinthische, Abwechslungsreiche, Plötzliche und Unvorhersehbare seines Schreibens selbst etwas vom Charakter des Reisens hat. Das Reisen war damals, zumindest für die meisten Menschen, noch ein junges Vergnügen und musste als solches erst einmal ausgekundschaftet und begriffen werden.

Als das verhasste Göttingen hinter ihm liegt, findet Heines Wander-Ich seinen Frieden wieder. Die „Spuren lebendiger Menschen“, auf die er trifft, stimmen ihn heiter. Der migränische Studierstubenhocker mit cholerischen Neigungen bekommt den Kopf wieder schmerzfrei. Besonders freut er sich an Kindern, Hirten oder jenen Bergarbeitern, die ihn auffordern, einer der ihren zu werden. Gerührt schlägt er das Angebot aus. Doch er steigt mit ihnen hinab in ihren „einsamen Bergschacht“, und die Erfahrung, die er zu Tage fördert, ist uneitler und selbstloser zu Papier gebracht als manch andere Heinesche Reise-Anekdote. Unter Tage entdeckt er die Würde der Arbeit und derjenigen, die sie verrichten. Zugleich werden ihm die Klauenthaler Gruben „Dorothea“ und „Carolina“ zu Fundgruben des Unbewussten: Denn kommen Märchen und Träume nicht wie Kohle oder Erz aus der Tiefe? Und ist nicht die Kindheit ein verschütteter Stollen, den es wieder freizuschaufeln gilt? Welt-erkenntnis und Selbsterkenntnis sind immer ineinander gespiegelt, und das Reisen schenkt für beides Gleichnisse in Hülle und Fülle; darum auch „Reisebild“ und nicht „Reisebericht“. Möchte

Heine einmal etwas touristisch Korrektes vortragen, zitiert er lieblos die einschlägigen Reiseführer.

Doch wehe, es funkt ihm bei seiner seelisch hochkomplizierten Reisetätigkeit einer dazwischen! Ein unerwünschter Begleiter etwa, der ihn mit Bemerkungen reizt wie: "Heute ist eine scheene Witterung!" Oder ein Schwadronneur, mit dem er im Wanderheim auf dem Brocken-Gipfel das Zimmer teilen soll. Da greift der Dichter dann zum Selbstschutzmittel des „Mystifizierens“, das heißt, er erzählt Greuelmärchen, behauptet, er sei geisteskrank oder ein Schlafwandler, dem auf seinen nächtlichen Abwegen schon mal eine seiner Reisepistolen losgehen könne.

Im Reisebild über die Nordsee erfasst Heine seine Zeit philosophisch am tiefsten; die Salzlucht von Norderney mag ihm dabei geholfen haben. Er entwickelt seine Einsicht aus der damals noch weitgehend unvertrauten Tourismuskritik. Die „Eingeborenen“ oder „Insulaner“, argumentiert er, werden durch die „Gäste des hiesigen Seebades“ ihrer althergebrachten Lebensform entfremdet. Darin bestätigt sich die Tendenz des Zeitalters, die „National-Besonderheiten“ zu Gunsten der „Allgemeinheit neuerer Kultur“ zurückzudrängen. Aus der kleinen heimatgebundenen Gemeinschaft haben die Menschen sich verabschiedet, aber im großen Globalkollektiv sind sie noch nicht angekommen. So ist die zeittypische, unerfreulich-moderne „Zerrissenheit“ entstanden. Eine „einheitliche und plastische“ Weltsicht, wie sie Goethe etwa noch auf seinen Reisen entfalten konnte, ist passé. „Wir sind überall fremd und überall in der Fremde.“ Also erhält das Reisen einen neuen Sinn: Es wird zum existentiellen

Dauerzustand. Als Menschen seien wir von Grund auf sowieso Passagiere, schreibt Heine an anderem Ort.

Er fordert also, beherzt zu akzeptieren, dass es in neuerer Zeit auf Erden nichts Festes und Verlässliches mehr geben kann. Doch schon droht die nächste Falle: Der moderne Zeit- und Lebensreisende könnte aus Verzweiflung versuchen, sich in ein Meer von Genüssen zu stürzen. Besonders in Italien, auf dessen Märkten Heine selbst sich am bunten südländischen „Menschenkonzert“ berauscht hat. Doch letztlich rät er vom Hedonismus ab. Denn die lustigste Oper ist irgendwann vorbei und zuviel Lebenstrunkenheit hinterlässt auch nur einen Kater. Und am Ende der „Wanderbahn“ warte auf jedermann nur das „unerbittliche Grab“. So wird empfohlen, allen Gefühls- und Gedankenreichtum darauf zu verwenden, „unserem Bagatell-Leben“ zu entkommen. Hier zeigt sich einmal mehr, was für ein großartiger Reisender Heine war: Im Palazzo Durazzo von Genua steht er inmitten einer riesigen Bildersammlung; lauter schöne Genueserinnen – „Maiköpfchen mit Aprillaunen“ nennt er sie. Heine lässt nun aber keine Bildbeschreibungen oder Kunsturteile folgen, sondern schildert die Furcht, die diese Endlos-Galerie verblichenen Lebens in ihm weckt: die Furcht, selbst nur „Kopie“ und kein „Original“ zu sein.

Stillstand darf frühestens nach dem Tod eintreten – und auch der Ruhm, von dem der junge Poet träumt, wäre nur eine Art von Stillstehen oder Erstarren. Heine hat sich den Ruhm als einen Zustand musealer Leblosigkeit ausgemalt, mit dem er übrigens durchaus kokettieren konnte. Welch grandioser Einfall! Er hat damit eine beliebte Spielart des Kulturtourismus im zwan-

zigsten Jahrhundert zielgenau vorweg und auf die Schippe genommen. Man findet diesen Einfall im sechsten Kapitel des „Buchs Le Grand“, wo Heine von seiner Heimatstadt Düsseldorf und seinem Geburtshaus spricht: „Dieses Haus wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, dass sie beileibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie jetzt doch kaum so viel wie schon allein das Trinkgeld betragen wird, das einst die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt ... – ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat das meiner armen Mutter genug Mühe gekostet. Aber mein Ruhm schläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara.“

Am 17. Februar 1856 ist Heinrich Heine in Paris nach sieben Jahren qualvoller Krankheit, die ihn zu dauerhafter Bettlägerigkeit in der „Matratzengruft“ gezwungen hatte, gestorben. Er war erst 58 Jahre alt. Noch auf dem Totenbett, wo sie anderen längst abhanden gekommen ist, hat sich seine Ironie als Antidepressivum bewährt. In Dutzenden von Gedichten nahm er Abschied vom Leben, von seiner Liebsten, von sich selbst und von der Poesie. Am traurig-witzigsten tat er es wohl in „Babylonische Sorgen“, wo ihm in der letzten Strophe noch einmal ein gültiges Reisebild *en miniature* gelingt: „In meinem Hirne ru-mort es und knackt / Ich glaube, da wird ein Koffer gepackt, / Und mein Verstand reist ab - o wehe - / Noch früher als ich selber gehe.“

(in: *Süddeutsche Zeitung, München, 16. Februar 2006*)